

Gedanken zur Ausstellung

## **Linie und Form**

**von Stephanie Hermes und Doris Tsangaris in der Galerie Splettstößer**

vom 18. April bis 31. Mai 2021

Linie und Form – das ist ein aufs Engste miteinander verwobenes Begriffspaar, ein Begriffspaar, das in den Arbeiten der beiden Künstlerinnen, Stephanie Hermes und Doris Tsangaris eine zentrale, wenngleich sehr unterschiedliche Rolle spielt.

Das Begriffspaar „Linie und Form“ lässt vielleicht zunächst an die Umrisslinie denken, die in der Zeichnung die Form erschafft.

In dem 1902 erschienenen Buch „Linie und Form“ von Walter Crane liest man: „Die Umrisszeichnung bildet das älteste Ausdrucksmittel bei Völkern auf der ersten Stufe der Kultur wie bei jedem einzelnen Kinde. Der Sage nach ist sie in Urzeiten entstanden als ein Liebender die Schattenumrisse des Hauptes seiner Geliebten wie sie sich im Sonnenschein von einer Wand abhoben nachzog und so das erste Profilbildnis schuf. Und als höchster Beweis der Zeichnungskunst ist sie von den hervorragendsten Künstlern aller Zeiten gepflegt worden.“

Natürlich spielen formgebende Umrisslinien auch in den hier gezeigten Arbeiten eine Rolle, als Umrisse der Reliefs von Stephanie Hermes, als manchmal fast aufgelöste Umrisslinien der Blüten und Blätter in den Tuschezeichnungen von Doris Tsangaris.

Aber der Zusammenhang von Linie und Form geht weit darüber hinaus.

**Stephanie Hermes** lebt und arbeitet in Korschenbroich und in Limoux in Frankreich.

Sie ist in Schmallenberg im Hochsauerland geboren. Sie hat zunächst eine Ausbildung als Maskenbildnerin absolviert und war im Anschluss daran mehr als zehn Jahre als Maskenbildnerin am Düsseldorfer Schauspielhaus tätig.

Ende der achtziger Jahre hat sie begonnen in Padua am Centro Maschere e Strutture Gestuali zu studieren und sich mit der Herstellung von traditionellen Ledermasken im Stil der Commedia dell'arte zu beschäftigen.

Um ihre Theatermasken zu gestalten, musste sie zunächst Holzmodelle schnitzen, da war der Weg zur Bildhauerei nicht weit. Heute stehen Holzskulpturen, wie wir sie hier in der Ausstellung sehen, im Zentrum ihres Schaffens.

Das bildhauerische Material der Künstlerin ist das Holz. Holz ist neben Stein und Metall einer der Grundstoffe menschlicher Kulturtätigkeit, und es ist im Gegensatz zu Stein und Metall ein organisches Material, über einen langen Zeitraum gewachsen. Stephanie Hermes verwendet ganz unterschiedliche Holzarten für ihre Arbeiten, Olivenholz ebenso wie das Holz von Linde, Esche, Birke, Eiche und Pflaume.

Stephanie Hermes bearbeitet das Holz mit der Kettensäge, ein teilweise brachialer Akt mit einem groben und schweren Gerät. Die Säge führend tritt die Künstlerin in einen dialogischen Prozess mit ihrem Werkstück, das manche Überraschung in sich bergen kann. Sie muss ihre Vorüberlegungen den im Laufe des Arbeitsprozesses sich zeigenden Eigenschaften des verwendeten Holzes anpassen, muss ihre Vorstellungen in Einklang bringen mit den Bedingungen, die das Holz ihr stellt.

Das organische Wachstum des Holzes führt zu inneren Spannungen, die die Künstlerin in ihrem Arbeitsprozess erspüren muss, wobei sie sich von ihrem Gehör leiten lässt, und sie muss jeweils über Erhalt oder Entfernung der Spannung und damit den weiteren Verlauf der skulpturalen Gestaltung entscheiden.

Manchmal offenbaren sich auch im Innern marode etwa durch Schädlinge verursachte Bereiche, die eventuell eine weitere Verwendung unmöglich machen.

Stephanie Hermes schafft mit dem groben Gerät der Kettensäge aus kompakten und zum Teil sehr schweren Ausgangswerkstücken einerseits Reliefs, fast flächige, vielfach fragil wirkende Arbeiten in abstrakter Formensprache, die häufig eine architektonische Anmutung zeigen, manchmal aber auch wie Augen erscheinen, und andererseits parallel dazu massivere, dichtere Skulpturen mit einer sehr haptischen Oberfläche in einer organischen Formensprache.

Insbesondere aus der der Ferne betrachtet wirken die Reliefs wie gezeichnete Liniengebilde, wie Zeichnungen im Raum oder skulpturale Zeichnungen, wobei vor allem aus der Nähe die deutlich variierende dreidimensionale Ausdehnung der Linien sichtbar wird.

Für ihre Reliefs verwendet Stephanie Hermes häufig Lindenholz, ein eher weiches Holz, das schon in der Spätgotik für Bildhauerei und Schnitzerei genutzt wurde. Es galt lange als „lignum sacrum“ (lateinisch für „heiliges Holz“), weil daraus viele Heiligenstatuen geschnitzt wurden.

Andere Reliefs sind aus den härteren Hölzern von Eiche und Esche gefertigt, aus Eschenholz besteht insbesondere das große schwarze Relief, von dem sie ein Detail auf der Einladungskarte sehen.

Stephanie Hermes gibt ihren Reliefs eine rhythmische Binnenstruktur, ein Raster nahezu paralleler Linien, horizontal auf der einen Seite, vertikal auf der entgegengesetzten, so dass das Holzvolumen gitterartig geöffnet wird und eine stoffliche Struktur entsteht wie etwa bei grobem Sackleinen.

Mit den heraus gesägten Partien geht die Künstlerin oft an die Grenze des Machbaren. Dabei sind die entstandenen Leerräume kompositionell gleichwertig mit den massiven positiven Anteilen, und sie führen zu Lichtdurchlässigkeit, lassen das Licht als bildnerisches Element in die Arbeit einfließen.

Mit der Flamme tilgt Stephanie Hermes einerseits unerwünschte Spuren der Kettensäge, sie setzt mit ihr aber auch farbliche Akzente, hat insbesondere auch Arbeiten mit der Flamme patiniert. Darüber hinaus setzt die Künstlerin Farbe nur sehr sparsam ein, beschränkt sich ganz auf Schwarz und Weiß.

Einige der in dieser Ausstellung gezeigten Reliefs sind als Wandarbeiten präsentiert. Dies gilt zum Beispiel für die kleinen runden schwarzen und weißen Reliefs aus der in diesem Jahr entstandenen Werkgruppe „Glaucoma“, die von einem Raster inspiriert sind, das in augenärztlichen Untersuchungen verwendet wird.

Die freistehenden Reliefs haben zum Teil kunstvoll mit Hilfe eines Lasers geschmiedete, bewusst zurückhaltende Edelstahlsockel.

In jüngster Zeit hat Stephanie Hermes Edelstahl auch als bildnerisches Material verwendet, damit Akzente in einiger ihrer Reliefs gesetzt, und so einen spannungsreichen Dialog zwischen dem Metall und dem Holz geschaffen.

Die größte Arbeit, das bereits genannte schwarze Relief aus Eschenholz, weist mittig eine leicht geschwungene vertikale Linie auf, die an die menschliche Wirbelsäule erinnern mag, insbesondere durch die horizontal davon ausgehenden rippenartigen Linien. Hier zeigt sich ein Bezug zwischen den architektonisch anmutenden Reliefs und der immerwährenden Beschäftigung der Künstlerin mit den Formen der Natur und insbesondere des menschlichen Körpers.

So legt die weit über den Sockel hinausragende Form aus patiniertem Olivenholz mit seinen gerundeten Formen, die in einer Art langem Schweif auslaufen, die Assoziation an Formen eines lebendigen – vielleicht mythologischen - Wesens nah.

Mit dem Finger auf der Oberfläche entlangfahrend lässt sich hier eine unendliche Zahl von Linien entdecken.

Die Künstlerin gibt eher selten ihren Arbeiten einen Titel. So bleibt auch die Interpretation dieser Arbeit der subjektiven Assoziation eines jeden Betrachters überlassen. In der Arbeit Coral Dying hat die Künstlerin allerdings spontan das Skelett einer von der Bleiche betroffenen Koralle gesehen, die durch die von uns Menschen im Zusammenhang mit der Klimaerwärmung verantworteten Krankheit sterben wird.

Die Beschäftigung mit der Natur spielt eine zentrale Rolle auch in Doris Tsangaris' Leben und Werk.

**Doris Tsangaris** lebt und arbeitet in Haan und Solingen.

Sie hat in Wuppertal Visuelle Kommunikation, Illustration und freie Grafik studiert.

Nach dem Diplomabschluss besuchte sie weiterführende Kunstworkshops und Seminare und gründete nach freiberuflichen Tätigkeiten als Grafikerin 1997 eine eigene Malschule. Über

viele Jahre gab sie Mal- und Zeichenworkshops für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sowie für Menschen mit Behinderung. Bis heute unterrichtet sie Kunst in der Oberstufe an verschiedenen Waldorfschulen, unter anderem an der Waldorfschool Windhoek/ Namibia.

Seit Anfang der 2000er Jahre hat sie zudem verschiedene psychotherapeutische Ausbildungen durchlaufen, und ihre freie künstlerische Arbeit wird inzwischen durch die therapeutische Arbeit bereichert.

„Es ist für mich kein Entweder/ Oder, sondern ich erlebe die beiden Bereiche als lebendige Ergänzung“, sagt sie selbst.

Die Beschäftigung mit organischen Motiven – Tieren oder Pflanzen – ist ein Schwerpunkt ihrer künstlerischen Arbeit. Daneben gibt es Werkgruppen abstrakter, ornamentaler oder rhythmisierter Zeichnungen.

In dieser Ausstellung, in der ja nur ein kleiner Ausschnitt ihres reichhaltigen Werkes zu sehen ist, stehen pflanzliche Motive im Mittelpunkt.

Humorvoll schafft sie einen sprachlichen Bezug zum familiären Ursprung ihres Interesses an Pflanzen, verbindet Biographie mit Bio-Graphik.

In ihrem Garten, aber auch auf langen Spaziergängen sammelt sie Pflanzen, die sie interessieren, lässt sich von ihnen zu ihren Zeichnungen inspirieren, schafft manchmal auch Pflanzenzeichnungen aus der Phantasie. Ihre Linien sind inspiriert von der Natur, von Zweigen und Geäst, von Blüten, Blütenstielen und Pflanzenstengeln.

Ihr wichtigstes zeichnerisches Material ist die Tusche, daneben verwendet sie Ölfarbe, Oilsticks und manchmal Lacke, ihre Bildträger sind weißes Papier und insbesondere Büten. Wie bei Stephanie Hermes ist ihr Farbspektrum auf zwei Farben reduziert. Sind es bei Stephanie Hermes die Farben Schwarz und Weiß, so sind es bei Doris Tsangaris die Farben Schwarz und Rot.

Spätestens seit 1.000 v. Chr. bekannt, unterscheidet sich Tusche von der schon früher gebräuchlichen Tinte durch die Verwendung von Pigmenten unter Zusatz von Bindemitteln, was zu einer großen Farbintensität und Haltbarkeit führt.

Doris Tsangaris verwendet meist pigmentierte Zeichentusche eines traditionellen Leipziger Herstellers aus modernen Ausgangsstoffen – Acrylharz und feinstverteilten Farbmitteln.

Sie trägt die Tusche vorzugsweise mit asiatischen Pinseln auf.

Die Pinselzeichnung der ostasiatischen Kunst, auf wenige Elemente in enormer Präsenz reduziert, zeigt die eigenständigen Qualitäten dieses variablen Instruments, das Linien von dynamisch variierender Breite ermöglicht, und das durch Lavieren malerische Bereiche und insbesondere Schattenwirkungen erzielen kann.

Nicht nur durch die Verwendung von Tusche, sondern insbesondere auch durch ihre Komposition und ihre Reduziertheit, durch den Verzicht auf jeglichen Hintergrund, haben die Arbeiten von Doris Tsangaris eine Anmutung ostasiatischer Zeichnung und Malerei.

Die Ostasiatische Tuschemalerei steht in engem Zusammenhang mit der Jahrtausende alten ostasiatischen Philosophie und der Kalligraphie. Hochrangige Maler haben mit großer Hingabe jahrelang, ja manchmal fast lebenslang die *eine* perfekte Linie gesucht, die *eine* perfekte Form.

Insbesondere beeinflusste der im 12. Jahrhundert aus China kommende Zen-Buddhismus Leben und Kultur in Japan. Künstler und Gelehrte wurden entscheidend vom Zen geprägt. Die Maler schafften keine realistische sondern eine subjektive Kunst, versuchten durch Identifikation mit dem Objekt den geistigen Inhalt darzustellen.

Die Kunst der Tuschemalerei erfordert eine hochgradige Beherrschung des Materials. Eine Tuschezeichnung lässt sich kaum korrigieren.

Ihre Schaffung erfordert große Ruhe und eine geübte Hand, ist ein äußerst meditativer Prozess.

Ein großes Spektrum unterschiedlicher Pflanzenmotive ist in dieser Ausstellung zu sehen. Da gibt es Zeichnungen, bei denen sich die Künstlerin auf die schwarze Tusche beschränkt, mit nur wenigen Strichen zeichnet sie Gräser, Piniennadeln, wenige oder gar einzelne Blüten an vertikal ausgerichteten Stielen, ruhige sehr zurückgenommene Arbeiten, die zum Teil durch Lavieren der Tusche malerische Elemente enthalten. In leuchtendem Rot dagegen, der Farbe die symbolhaft für Leben, für Energie und Wärme steht, präsentieren sich viele oft mehr oder weniger abstrahierte Blüten auf unterschiedlichen, geraden, geschwungenen oder verschlungenen Stielen. Leuchtend rot präsentiert sich auch die locker angeordnete Gruppe der Zweige, von der ein Ausschnitt auf der Einladungskarte zu sehen ist.

Im Vorraum der Galerie sehen wir sehr freie, bewegte Arbeiten in Grau- und Rottönen. Linie bezeichnet hier nicht allein Form, sondern führt ein dynamisches Eigenleben, schwillt manchmal an und ab bis zur gänzlichen Unterbrechung. Farbige Sprengsel scheinen sich von den Blüten gelöst zu haben, bewegen sich als frei schwebende Formen im Bildraum.

Doris Tsangaris arbeitet vielfach seriell. Oft entstehen mehrere Arbeiten parallel, bei denen sie eventuell schon getrocknete Tusche neuerlich übermalt, so dass mehrschichtige Bilder entstehen.

Gern arbeitet sie kleinformig, manchmal gar im Postkartenformat, aber – wie diese Ausstellung zeigt – hat sie auch sehr lebendige und eindrucksvolle großformatigere Arbeiten geschaffen.

Doris Tsangaris gibt ihren Arbeiten keine Titel, möchte ihre Zeichnungen unmittelbar für sich sprechen lassen.

Linie schafft Form und Form schafft Linie – das ist für die beiden Künstlerinnen ein wichtiger Gesichtspunkt in ihrer Arbeit.

An drei Wänden dieser Ausstellung, die die Künstlerinnen gemeinsam „bespielen“, kommt ihr spannungsreicher und dabei harmonischer Dialog besonders zum Ausdruck: das gilt insbesondere für den Nebenraum, wo sich die Arbeiten der Einladungskarte aufs Schönste ergänzen und für die Ratssaalwand zwischen den Türen, wo sich Stephanie Hermes' schmale querformatige Reliefs und schwarze Tuschezeichnungen von Doris Tsangaris begegnen, vielleicht als würden zwei Gondeln durch die sie umgebenden ästhetischen Objekte hindurchgleiten.

Dass die beiden Künstlerinnen schon seit vielen Jahren befreundet sind, war mir bei der Ausstellungsplanung nicht bekannt – aber diese schöne Tatsache spiegelt sich im harmonischen Zweiklang dieser – wie ich finde bemerkenswerten - Ausstellung wider.

Brigitte Splettstößer

---